



Rastenburger Heimatblätter

für
Heimatpflege und Geschichtskunde.

Herausgeber und für den Inhalt verantwortlich:
Arthur Springfeldt, Rastenburg.

Nachdruck der Original-
beiträge verboten!

Druck und Verlag:
Buchdruckerei der Rastenburger Zeitung G. m. b. H.

Nr. 3

Rastenburg, Sonntag, den 5. Februar

1922

Erlebtes und Erlauschtes aus einem entlegenen Heimatwinkel.

Von F. Böh m, Neuendorf.

Erst eine Ueberwindung der Scheu vor der Druckerschwärze, dann aber solls eine Anregung sein für alle Kreiseingesessenen, daß sie Zeit und Mühe und Kosten überwinden und ähnliche Beiträge dem Verfasser des Artikels einreichen möchten, um mitzuhelfen an dem Werk des Heimatbuches. Nur dadurch kann vieles der Vergessenheit entrissen werden. Ueber Geschichte und Verhältnisse der Siedelungen im Kreise fehlt vieles noch. In Aussicht stelle ich noch eine Arbeit: Die Kirchenglocken von Santoppen. Von der Grenze des Bartener Landes. ? Böh m.

Sie wollen nach Zandersdorf? — Da möchte ich nicht einmal tot sein, sagte mein Vorgesetzter, als ich ihm meine Bewerbung für die dortige Schulstelle überreichte. Es ist eine königliche Stelle, darauf können Sie noch 20 Jahre warten, ward mir als persönliche Antwort von einem solchen des obersten Rates. So waren die Ansichten verschieden. Ich aber wollte hin, wollte dort leben und streben, und wenn's nötig wäre, selbst kämpfen. Wenn die Ziele, die zu einer gesicherten Lebensstellung führen, erreicht sind, wenn Jugendlust und jugendlicher Uebermut den Höhepunkt überschritten haben, dann gefällt es einem nicht mehr, die Füße unter einen fremden Tisch zu stellen, dann sehnt man sich nach einem eigenen Heim, nach beschaulicher Häuslichkeit. So bedeutete es für mich Glück und Freude, als nach noch nicht einmal 20 Wochen die Berufungsurkunde für oben genannte Stelle eintraf.

Es war an einem schönen, klaren Wintertag, als ich mein liebliches Dörfchen auf sandiger Scholle verließ und nach den „Fetten des Landes“ abgeholt wurde. Daß mich mein Fuhrmann bei der Abfahrt mit meinen wenigen Habseligkeiten in den Schnee kippte, suchte man als schlimmes Omen zu deuten. In der nächsten Stadt riet man mir, lieber umzukehren, als dorthin zu ziehen. So schlimm wie nur irgend möglich suchten einige redselige Leute, die neugierig den Ankömmling umgaben, die Verhältnisse darzustellen. Ich ließ mich nicht bange machen. Ich konnte es mir nicht denken, daß es mir dort übel ergehen sollte, das alte Schulhaus mitten im Garten sollte mein Heim und das weite, wellige Tal der Zaine meine Heimat werden und ist es auch geworden.

Man mag die Scholle, darauf man geboren ist, Heimat nennen, die Stätte, wohin die treue Lebensgefährtin gefolgt ist, wo die Wiege der eigenen Kinder gestanden hat, wo sie herangewachsen sind, sie muß uns heilig sein, sie ist würdig, den Namen Heimat zu führen.

Das Dorf selbst, unweit des Flüsschens Zaine, von dem es auch den Namen erhalten hat, liegt in einem vor-

springenden Zipfel im nordwestlichen Teil des Kreises, nahe an der Grenze des Ermlandens. Eine weite, wellige Ebene breitet sich zu beiden Seiten des Flüsschens aus, begrenzt im Osten von einem Höhenrücken, der sich von Langheim über Blößen nach Rössel hinzieht. Westlich wird dieselbe abgeschlossen durch die bewaldeten Höhen, die sich im Kreise Friedland hinziehen. Nach Süden zu steigt das Gelände nach dem Ermland zu allmählich an, während es nach Norden zum Tal der Guber, zu dem am niedrigsten gelegenen Teil des Kreises abfällt. Der Boden des Zainetals gehört dem Diluvium an, das ist das Gestein, das im ganzen Flachlande den Kulturboden bildet. An das Tal der Zaine ist die sogenannte Schwarzerde gebunden, eine überaus fruchtbare Ackererde, auf die der Landmann große Hoffnungen setzt. Am deutlichsten tritt dieselbe zwischen Langheim und Grützau hervor. Nach den Höhen zu nimmt dieselbe allmählich ab. Ihr folgt der Deckton und Decklehm, vielfach untermischt mit Diluviumergel, (zwischen Frenfelde und Zandersdorf) und sandiger Ton. Im allgemeinen spricht man dort nur von schwerem Boden, auf dem besonders gut der Weizen und die Bohnen gedeihen. Kartoffeln gedeihen selten, höchstens in sehr trockenen Sommern. Die Bearbeitung desselben erfordert große Aufmerksamkeit und Arbeitskraft. Mit vier, bisweilen sechs Pferden wird der Boden im Herbst in große Erdschollen umgebrochen. Die Niederschläge des Herbstes füllen die porösen Erdstücke mit reichlicher Feuchtigkeit und der Frost muß im Winter die Bearbeitung vollenden. Wenige schöne Frühlingstage genügen, den Boden zu trocknen, und bei rechtzeitiger Bearbeitung zerfallen die Schollen wie Asche und ein bearbeitetes und besätes Feld sieht aus wie eine samtne Decke. Ist die Witterung im Sommer günstig, so darf der Landmann hoffnungsvoll der Ernte entgegen sehen. Der sicherste und beste Boden auf einer kleinen Anhöhe war ehemals der Schule zugeteilt, der für alle Feldfrüchte sicheres Gedeihen zeitigte.

Geradezu trostlos waren die Wegeverhältnisse in jener Gegend. In trockenen Jahren waren die Wege bald glatt gefahren, man fuhr wie auf Asphalt und hätte auf denselben den schönsten Rollschuhsport treiben können. Bei andauernder Hitze aber bildeten sich Risse und weite Spalten im Boden. Sehr klebrig und zähe war der Boden nach Regentagen, er häufte sich zu Ballen an die Füße an und erschwerte das Vorwärtsschreiten. Am schlimmsten aber war es im Herbst. Nach langen Regenzeiten sog sich der Boden voll und wurde fast grundlos. Die Wagenräder häuften sich voll und wurden schwer wie die Mühlsteine und der Wagen konnte nicht weiter bewegt werden. Ohne Spaten durfte man nicht ausfahren. Die Räder mußten ausgeschaukelt werden, nach wenigen Schritten aber waren sie wieder voll. Am einfachsten kam man in solchen Zeiten auf Schleifen mit

hölzernen Rufen vorwärts. Wenns regnete, ging's „spülradig“, daß der Schmutz um die Ohren sauste. Unsere Herren Schulinspektoren haben bei ihren Revisionsreisen auf diesen Wegen oft Unliebsames erlebt. Der Uebelstand ist jetzt dadurch beseitigt, daß am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Chaussee von der Königsberger Straße nach Sturmhübel gebaut worden ist. Nun ist der Ort mit den umliegenden Städten Bischofstein, Kössel, Bartenstein und Rastenburg durch feste Wege verbunden. Eine wesentliche Verkehrserleichterung ist für die dortige Gegend auch durch die Einrichtung eines Bahnhofs in Langheim geschaffen worden.

An landschaftlichen Reizen bot die Gegend sehr wenig. Die Wälder sind sehr weit entfernt. Seen sind keine vorhanden. Einförmig dehnen sich die weiten Ackerfelder nach allen Seiten hin aus. Wenn aber der Frühling ins Land kommt, die Wiesen und Felder sich mit saftigem Grün überziehen und mit bunten Blumen schmücken, wenn die buschigen und baumreichen Obstgärten sich mit üppigem Laube bedecken, dann glich die Landschaft einem Paradiese, daß man sagen konnte: Wunderschön ist Gottes Erde und wert darauf vergnügt zu sein. Das nahegelegene ermländische Kirchdorf Sturmhübel und das lieblich im Zainetal gelegene Langheim waren die beliebtesten Ausflugsorte.

Zu der Dorfgemeinde gehören nahezu 40 Hufen Land, das in acht ländliche Besitzungen aufgeteilt war, von denen die größten sechs und sieben Hufen zählten. Noch vor einigen Jahrzehnten waren sämtliche Besitzungen in evangelischen Händen und die Bewohner in dem 6 Kilometer entfernten Langheim eingepfarrt. Alte deutschen Familiennamen wie Hildebrandt (Frensfelde), Rohde, Bolle, Bessel waren dort vertreten. Die Familie Bolle, später in Bohlus umgeändert, war ein altes ansässiges Geschlecht, drei Besitzungen trugen ihren Namen, sie sind ausgestorben und der letzte des Stammes nach dem Kreise Gerdauen verzogen. Allmählich begann die Einwanderung der Ermländer ins Dorf. Der erste derselben war ein Besitzer Sommerfeld, der aus Soweiden bei Kössel das sogenannte Schulzengrundstück erwarb und dessen Sohn noch heute im Besitz desselben ist. Es folgten andere, alles große, stattliche Männer, tatkräftig und erfahren in ihrem Beruf, treu zu ihrer Kirche haltend, sichere Stützen des Vaterlandes. Alle ohne Ausnahme hatten sie bei den Garderegimenten gedient. Gesunder Menschenverstand, Schlagfertigkeit bei Unterhaltungen und reichlicher Humor zeichnete viele aus. Stolz und trotzig standen ihre Gehöfte, auf den meisten herrschte Ordnung und Zucht. Gering nur war die Zahl der Evangelischen im Orte. Außer einem größeren Besitzer, dessen Leuten, dem Lehrer, wohnten noch zwei Handwerker, ein Stellmacher und ein Schmied im Orte.

Das gemeinschaftliche und gesellige Leben im Orte war keineswegs unerträglich. Es gab unter den Bewohnern Menschen, zu denen man sogar ein herzliches Vertrauen fassen konnte, die mit Rat und Tat einander beistanden und hilfsbereit waren. Selbst in religiösen Angelegenheiten hat wohl kaum einer über Gehässigkeiten klagen dürfen. Anstand und peinliches Taktgefühl auf beiden Seiten haben darüber hinweggeführt. Die Schulfeste, die im Sommer in den Gärten der Besitzer gefeiert wurden, vereinigten alle Dorfbewohner zu gemeinsamer Lust und Fröhlichkeit. Der Lehrer, wie die beiden ehrsamten Handwerksmeister durften bei besonders festlichen Gelegenheiten nie fehlen. Das Verhältnis zwischen den Amtsfreunden im eigenen Kirchspiel, wie im Ermland war ein freundschaftliches, das sich teilweise noch bis auf den heutigen Tag bewährt hat.

Sieben Jahre lang habe ich dort gewohnt. Gesundheit, Arbeit und Zufriedenheit waren die Grundlagen des Glückes gewesen, das ich in dem stillen Erdenwinkel ge-

niesen durfte. Da schien es, als wäre mir die Welt zu enge geworden, es trieb mich fort an einen andern Ort, zu einer größeren Wirkungsstätte. Als ich mit meiner Familie der Scholle den Rücken kehrte, da überkam uns tiefe Wehmut. So fest schon waren wir in den wenigen Jahren mit derselben verwachsen.

Zwanzig Jahre sind inzwischen dahin gegangen, da bin ich desselben Weges gekommen. Krieg, Revolution und teure Zeiten sind durchs Land gegangen und haben unsägliches Leid und viel Elend gebracht, aber die alte Heimat schien unverändert. Gerade wie beim ersten Einzug war die Landschaft in eine Schneedecke gehüllt, aus der die dunklen Baumgruppen emporragten. Es standen die alten Heimstätten noch unverfehrt da. Still lag der kleine Dorfteich in den starren Fesseln der Eisedecke und dahinter einsam das Asyl der Armen. Selbst der Schulzaun zeigte noch die alten Gebrechen wie dazumal. Das Schulhaus dagegen hat an Größe und Würde gewonnen. Lebendig trat alles in Erinnerung, aber an den Menschen merkte man es, daß die Heimat im Sterben war. Von den alten Nachbarn waren alle bis auf einen nicht mehr da. Einige hatten ihre Besitzungen verkauft, andere waren nach dem Westen gezogen und hatten eine andere Beschäftigung gesucht und gefunden. Einzelne hatten ihre Besitzungen ihren Kindern übergeben und ihren Ruhe-sitz an andern Orten gefunden. Einer von ihnen ist gestorben. Wo aber sind die geblieben, die man sonst noch kannte, denen man zu jeder Tageszeit einen freundlichen Gruß entgegen brachte? An einem Sonntag zeigt sich das Straßenleben auch an einem kleinen Ort lebendiger als an Wochentagen, wo jeder an seiner Arbeitsstätte weilt. Alle sind mir fremd, sie betrachten mich als einen Fremdling, der auf der Durchreise eine kleine Abwechslung in das ewige Einerlei des Dorflebens bringt. Die Kinder waren mir fremd. Eine treue Freundesseele und seine Familie gestatteten mir einen längeren Aufenthalt im lieben Schulhause. Hier, wie im benachbarten Hause noch die alte Gastfreundschaft, trotz der teuren Zeiten, noch die alte Art, dieselbe Gesinnung. Altes Erinnern, neues Erleben ließen das alte Heimatgefühl aufs neue erwachen. Die Heimat war noch nicht gestorben, wie man es anfangs glauben mochte.

Selbst die alten Bräuche waren, dem Ende nahe, wieder zu neuem Leben erwacht. In den sogenannten Zwölften war das Schimmelreiten üblich. Die männliche Jugend war dabei lebhaft beteiligt. Aus Sieben und Körben wurde ein Gerüst zusammengefügt, das mit Erbsenstroh umwickelt die richtige Form eines Pferdes erhielt, dieses wurde dann mit einem weißen Laken überzogen. In die hohlen Räume des Körpers steckten zwei Männer ihre Oberkörper hinein, der vordere aufrecht, der hintere in gebückter Stellung. Von einem Dritten geführt und mehreren andern verummten Personen begleitet, zogen sie von Haus zu Haus und verübten allerlei Schabernack. Besonders den spröden Hausmädchen waren sie wenig hold. Ihnen warfen sie die gefüllten Wassertonnen um, lehrten Tische und Bänke nach oben, verstellten ihnen die Türen. Oft gab's sogar noch kräftige Hiebe. Von den Hausvätern erhielten sie Geldgeschenke und oft auch Eßwaren. Dieser Brauch hat sich nach dem Kriege aufs neue belebt. Der Teuerung entsprechend haben sie auf einem Gehöft 10 Mark erhalten, beim Instmann desselben dieselbe Summe und noch einige Pfund Speck.

Einer alten Familie muß ich hier noch gedenken. Zu meiner Zeit war der Mann als Hirte auf einem Hofe, ein echter, biederer Ermländer mit breslauischem Dialekt. Von seiner Verheiratung an im Dorfe ansässig, hatte der Mann sein 70. Lebensjahr erreicht und trat in den Genuß der staatlichen Altersrente. Da legte der Mann seinen Hirtenstab aus der Hand und bezog ein Stübchen im Armenhaus, wo er noch mit seiner gleich-

falls hochbetagten Gattin lebt. Er hat das biblische Alter längst überschritten. Seine Kinder waren nach Schleswig-Holstein gezogen und hatten bei Apenrade eine neue Heimat gefunden. Sie hatten wohl nie eine Sehnsucht nach der alten Heimat verspürt. Da kommt der Tag der Abstimmung für Dänemark. Der älteste Sohn hatte zwar seine Stimme für Deutschland abgegeben, konnte es aber nicht verhindern, daß die Zone an Dänemark abgetreten wurde. Er packt seine Habseligkeiten zusammen und kehrt heim ins Vaterland, in die Heimat, der er jahrzehntelang fern gewesen war. Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus. Sein Vater kennt ihn nicht. Was will der fremde Mann in seiner engen Wohnung, fragt er. Die Mutter versucht ihm in Erinnerung zu bringen, daß sie doch noch einen Sohn haben. Er kann sich dessen nicht mehr entsinnen. Sie haben wenig Raum, dürftig war ihre Schlafgelegenheit und keine Vorbereitung war bei dem so plötzlich erschienenen Gast möglich gewesen. Er brachte seine erste Nacht auf dem harten Lager einer Bank zu, aber er war doch daheim, glücklich daheim bei seinen hochbetagten Eltern. Ihm war die Heimat noch nicht gestorben.

Zwei andere junge Leute, Söhne eines ehemaligen Besitzers, die vor Jahren mit ihren Eltern nach Essen gezogen waren, nun erwachsen, ihrem Berufe nachgehend, waren im Sommer zum Besuch ihrer Verwandten gekommen und hatten die emsige Tätigkeit derselben geschaut, wie sie mit zäher Ausdauer dem schweren Boden den Gewinn abringen mußten. „Wir hätten es unserm Vater doch schwer übel genommen, wenn er die Lehmietsche behalten hätte“, hatten sie geäußert. Ihnen sagte wohl die Arbeit in ruffigen Fabrikräumen mehr zu, wenngleich sie in jenen traurigen Kriegszeiten auch schwer Hunger gelitten hatten. Sie waren der Heimat entfremdet, die Heimat war für sie gestorben. Was haben unsere Eltern vom Leben, sie arbeiten, um zu essen und auf den Tod zu warten, sagte ein anderer Heimatflüchtiger.

Auf der Heimreise kehrten meine Gedanken nochmals zurück in die Vergangenheit. Da kommt mir ein Gedanke in den Sinn. Was ist diese Heimat deinen eigenen Kindern? Hier haben das Licht der Welt erblickt und die sonnigen Tage der Kindheit unter der Pflege und Aufsicht sorglicher, glücklicher Eltern durchlebt. Das alte Haus, der lauschige Garten waren ihre Welt, sie werden ihnen in Erinnerung geblieben sein. Nun leben sie zerstreut im weiten Vaterlande. Ob sie sie jemals noch wiedersehen werden, ob sie sich nach ihr sehnen mögen? Auch für sie wird sie gestorben sein. — Des Menschen Schicksal schafft die Heimat.

Gewerbe und Zünfte.

VII.

Der Kupferhammer und die Mahlmühle in Neumühl.

Von Arthur Springfeldt.

(Nachdruck verboten.)

In früheren Abhandlungen (vergl. Nr. 14, 15 und folgende des Jahrgangs 1921 der „Rastenburg Heimatblätter“) haben wir über die Walkmühle und die Amtsmühle in Rastenburg ausführlich berichtet. Dürftiger sind die vorliegenden Nachrichten über die Mahlmühle bei Neuhoff. Ihr Gründungsjahr läßt sich nicht nachweisen. Sie verdankt ihre Entstehung der Zunahme der Landbesiedelung im Gebiete des Ordenschlosses. Wahrscheinlich ist sie schon zur Ordenszeit angelegt worden. Man nutzte durch ihre Erbauung an dem Deinesfluß bei Neuhoff günstige Wasser- und Stauverhältnisse aus. Sie wurde „neue Mühle“ genannt, zum Unterschied von der Rastenburg Amtsmühle.

Die günstigen Wasserverhältnisse dieser Mühle mögen es wohl auch gewesen sein, die den Kupferschmied Hans Jacob Dertel in Rastenburg veranlaßten, den Landesherrn im Jahre 1667 um die Anlegung eines Kupferhammers (Hammer Schmiede) bei der „neuen Mühle“ zu bitten. — In Rastenburg war die Anlage eines solchen damals nicht gut möglich. Hatten doch schon Amtsmühle und Walkmühle ständig unter dem mangelhaften Gefälle der Guber zu leiden. Andererseits war der Verbrauch von Kupfer in den Brau- und Malzhäusern der Stadt so groß, daß die Kupferschmiede das benötigte Kupfer zu den Braupfannen und wohl auch zu dem mannigfachen kupfernen Hausgerät, nicht gut beschaffen konnten. So entschloß sich denn Jacob Dertel, ein eigenes Kupferwerk zu errichten. Er erhielt die Genehmigung am 4. Januar 1667. Die in Urschrift im Besitz von Neumühl befindliche Verschreibungsurkunde ist im Hause Rastenburg von dem Amtshauptmann Georg Wilhelm von Krenzen ausgestellt. Jacob Dertel hatte nach den ersten drei Freijahren einen jährlichen Wasserzins von 45 Mark zu zahlen. Er erhielt freies Bauholz aus den fiskalischen Forsten, mußte aber im übrigen den Bau auf eigene Kosten ausführen. Den Kupferhammer sollte niemand außer ihm und seinen Erben zu gebrauchen befugt sein. „Anfänglich zwar hat er (Dertel) jährlich für den Wasserzins dreißig Mark zu geben angebothen. Auf vielfältiges Remonstriren (Einwand) aber hat er sich endlich dahin ausgelassen, daß er jährlich nach Verfließung dreier Freijahre fünfundvierzig Mark Sr. Churf. Durchl. in dero Ambt Rastenburg abtragen möchte, und hingegen unterthänigst gebeten, Se. Churf. Durchl. möchte ihm zur Aufbanung solthanen Hammers das nothwendige Bauholz aus den nächst gelegenen Wiltnissen, welches sich ohngefähr auf zwey Schock belaufen möchte, darzu ertheilen, und durch dero Ambs-Unterthanen führen lassen.“ Der Ratangische und Oberländische Oberförster Andreas von Krenzen soll hierüber Verfügung, ergehen lassen. Der Erbvertrag wird „zur Vermehrung der Amts-Intraden“ (Einkünfte) von der Königsberger Regierung in allen Punkten genehmigt und unter dem 10. September 1679 von dem Großen Kurfürsten bestätigt „aus höchster Landesfürstlicher Macht und Ober-Herrschaft.“ Auch diese Urkunde ist in der Urschrift, mit der eigenhändigen Unterschrift des Großen Kurfürsten, im Besitz von Neumühl.

Jacob Dertel schenkte, um seiner Dankbarkeit für die Baugenehmigung auch öffentlich Ausdruck zu geben, der St. Georgen-Kirche in Rastenburg kupferne Pauken. Nach seinem Tode (1689) übernahm der Sohn Hans Jürgen den Kupferhammer. Der Kurfürst verfügte in einem mit seiner Unterschrift versehenen Schreiben, daß Hans Jürgen wegen des Testaments, das sein Vater hinterlassen, geschützt werde. Vermutlich bis ins 18. Jahrhundert hinein ist der Neumühler Kupferhammer im Besitz der Familie Dertel geblieben. 1727 besitzt ihn der „Königl. Preußische Kupferhammermeister“ Johann Hippe. Seiner Frau, Sophie, geb. Arend, ist er erblich übereignet worden. S. erhält zur Instandsetzung des Kupferhammers ein Darlehn vom Amtshospital im Betrage von 400 poln. Floren gegen 6 Proz. Zinsen. 1754 will er das Darlehn zurückzahlen. Das Hospital ist dagegen, weil das Geld bei Hippe „genugsam gesichert ist.“ S., ein Schwager des späteren Kammerrats Simon Kühner, erbte von seinem Schwiegervater, einem Leutnant Arend in Rastenburg, eine Wohnbude und eine Hufe Acker. Er scheint ein wohlhabender Mann geworden zu sein. In wenigen Jahren hatte er alle auf dem Kupferhammer lastende Hypotheken abgetragen. Besitznachfolger wird sein Sohn. Er läßt 1778 den Kupferhammer auf 1850 Rtl. abschätzen. Bisher wurde mit zwei Hämmer n gearbeitet. 1778 wird aber nur ein

Hammer gebraucht, „weil sich jezo wenig Arbeit findet.“ Trotz dieser Betriebseinschränkung werden jährlich noch etwa 100 Zentner Kupfer verarbeitet, und S. rechnet sich einen Reingewinn von 111 Rtl. aus. 1786 kauft den Kupferhammer Georg Feltsch für 2033 Rtl., der aus Tapaia hergezogen kam. Das Werk wird beschrieben als eine „Kupfermühle“ oder Kupferhammerschmiede mit Schleuse und zwei Hämmern. Das Hammergebäude ist 50 Fuß lang, 30 Fuß breit, $7\frac{1}{2}$ Fuß hoch. Die Hammerarche (der Wasserbau) 46 Fuß lang, 7 breit, 6 hoch, mit einem 6 Fuß hohen Unterbau. Die innere Einrichtung besteht aus einer Schabotte (ein großer Hammer zum Bearbeiten der Kupferblöcke), einem Tiefhammer, einem Breithammer mit Ambos, einem Gießlöffel, drei Schmelztiegeln, einer kupfernen Forn, 2 Blasebälgen. Zum Kupferhammer gehörte noch das Wohnhaus, ein Pferdestall, ein Schuppen und ein Badhaus. Der Wasserzins war schon zuzeiten Hippos auf 10 Rtl. festgesetzt.

1804 übernahm den Kupferhammer der Erbmühlenspächter Legien. Als im Jahre 1826 die beiden Werke, Mahlmühle und Kupferschmiede, gerichtlich versteigert wurden, erwirbt sie Leutnant David Ferdinand Thiel aus Adl. Leegen (Lnd) für 17 260 Taler mit anderen zur Mühle gehörigen Grundstücken. 1831 gehen die Werke in den Besitz des Moriz Theodor Thiel auf Drachenstein, Bruder des vorigen, über. Der Wert der in dem Kupferhammer befindlichen Waren wird auf 1333 Taler angegeben. Theodor Thiel läßt die Kupfermühle eingehen und richtet 1836 einen Eisenhammer ein. Gerade waren die eisernen Wagenbuchsen eingeführt. Thiel legte sich auf ihre Herstellung. Die Erzeugnisse fanden guten Absatz. Man holte die Neumühler Wagenbuchsen von weit und breit, aus Friedland und weiter her. Der Absatz stieg von Jahr zu Jahr. 1836 wurden 3434 Stein (ein Stein etwa 21 Pfund) Eisen verarbeitet, 1838 aber schon 6940 Stein. Die Einnahmen für Schmiedearbeiten stiegen von 7074 Taler im Jahre 1836 auf 15 011 Taler im Jahre 1838. Das Werk brauchte acht Pferde zur Beförderung des Roheisens. Thiel errichtete für diese für damalige Verhältnisse groß angelegten Eisenhammerschmiede ein neues Gebäude und einen großen Eisenpeicher. Das Gebäude des alten Kupferhammers blieb aber noch eine Reihe von Jahren stehen. Etwa 30 Jahre wird der „Eisenhammer“ in Neumühl in Betrieb gewesen sein. Es soll auch ehemals ein Eisenhammer in Rastenburg gewesen sein. Er wird in einer Amtsrechnung erwähnt. Wo er gestanden hat, wird nur vermutet, es heißt am Georgenthal.

Der Neumühler Kupferhammer gehörte zu den wenigen derartigen Werken in Ostpreußen. Wenn er sich 170 Jahre halten konnte, muß er nicht unbedeutend gewesen sein.

(Die Abhandlungen werden fortgesetzt.)

Das Stadttor.

Von Ludwig Bäte.

Eingeklemmt liegt es zwischen den Resten der Stadtmauer, die eine feine Hand nicht ganz verschwinden ließ. So ist es immer noch eine Tür, die durch starre Wände ins Innere führt. Dicke Quadern ragen mit steinfest gefügtem Mörtel. 1525 steht unter den Pflugscharen des Wappens über dem Bogen. Ueber dem graugrünen Schindeldach springt eine kupfergedeckte kleine Barockzwiebel wie ein übermütiger Scherz in die Luft, von einer kunstvoll geschmiedeten Eisensahne überragt. Eingeschlafen ruht der Bau im gelben Herbstmittagslicht. Wie herrlich das flammende rote Weinlaub auf dem gelben Grund: aus dem die blauen Läden der Wächterwohnung märchenhaft schön schimmern! Und manchmal rieselt Feuer von der mächtigen Kastanie an der Treppe über das Dach, und leise, mein' ich, knistern die alten Dachplatten. Tief lehnt der blaue Himmel dahinter. Von St. Annen läutet

eine Glocke. Sie sang schon, als Bauern Einlaß fluchten vor dem Tor. Und das sahen Wallensteinsche Soldner und Friderizianische Fusiliere. Durch seine Wölbung flog die Kunde von Leuthen und Leipzig, von Sedan und Lüttich, über sein Pflaster humpelte die gelbe Postkutsche und der dunkle Wagen, schritt der Handwerksbursche und stöhnte der Armsünderfarren, quoll buntes Bürgerleben, als die engenden Wälle fielen, die Menschen hinausdrängten in Gärten und Grün, in Berge und Buchten. Als sie Gott fühlten im Wehen der Halme, im Wunder der Weiten, hinaus über die getrübe Helle heiliger Fenster. Als sie das Vaterland fanden, das größer war als mauerumhegte städtische Gerechtfame. Tief sinkt das Tor in Traum und Stille. Um sein Haupt spinnen goldene Volksgesänge und Wunderweisen von Schubert und Silcher; von der Linde am Brunnen neben dem Ager lächeln Gänselesellieder, und abends scheint der Mond freundlich auf den grauen Landsknecht der guten Stadt. Sie hat ihn schon lange nicht mehr nötig und könnte ihn abbrechen. Er weiß das wohl. Aber je weiter die Stadt ihre Neze über die Grenze wirft, die er einst hegte, desto schöner leuchtet sein Alter und desto lieber lacht sein gutes Gesicht in einen lauterer Tag, dem er behaglich zuschaut wie ein Großvater dem Spiel fröhlicher Enkel.

Mutterherz.

Nach einer Volkslage.

Er krallte die Nägel sich tief in die Händ' . . .
„Sie will's! — Heut' soll und muß es sein. . .
Ich schwur's . . . vor Mitternacht führ' ich's zu End . . .
Denn anders wird sie niemals mein!

Ihr silbernes Lachen girrt mir im Ohr,
Ihr Gluthaar lehrt mir Herz und Hirn. . .
Und ob ich Himmel und Heil verschwor:
Heut wird sie sein, die — Hexendirn!“

Er tastete schon zu der Kammer Tür,
Drin friedlich atmend die Mutter schlief . . .
Wild-pochte sein Herz und verriet ihn schier. . .
Was war's, das flatternd Wehklage rief?

Und nun ein Schrei! . . . Nicht aus Weibesmund.
Gellt röchelnd, was da gepeinigt ächzt.
Er selbst schreit Weh! — Und wahnsinnswund
Brennt ihm das Aug'. — Irres Lachen krächzt:

„Nun opferte ich auch das Liebste dir!
Nuch du schwurst! Tät ich's, du würdest mein!
Nun muß dein Leib mein eigen sein!
Nun fort durch die Nacht! Und hin zu ihr!“

Ins Wams sticht häfelnd ihm der Dorn,
Er reißt sich los, er weiß es nicht.
Des nächt'gen Waldes Bäume dicht
Sind schwarzgrüne Riesen, sich reckend im Zorn. . . .

Er hält in zuckenden Fingern fest
Die Schale, drin blutend . . . der Mutter Herz . . .
Die klopfende Brust leucht stehenden Schmerz
Im Atem, den hastiger Lauf gepreßt . . .

Nur immer fort! . . . Im Grunde tief
Ein Fenster, von winkendem Licht erhellt. . . .
Verdammt! . . . die Wurzel! . . . Er stürzt . . . er fällt. . .
Fluch ist's, was seine Lippe rief!

Da spricht der Mutter blutend Herz
Mit Worten, lind wie Frühlingswind,
Da spricht der Mutter blutend Herz:
„Tast du dir weh, mein liebes Kind?“

Karl Plenzat.